

HISTORISCHES
JAHRBUCH
DER
STADT LINZ

1 9 6 5

LINZ 1966

Herausgegeben vom Archiv der Stadt Linz

INHALT

| | Seite |
|--|-------|
| Abkürzungen | 7 |
| Verzeichnis der Mitarbeiter | 8 |
| Vorwort des Bürgermeisters | 9 |
| AUSÄTZE: | |
| Helmuth Feigl (Wien): | |
| Die ältesten Linzer Familiennamen | 11 |
| Günther Probst (Graz): | |
| Die Linzer Jahrmärkte im Spiegel der Reichs-Münzgesetzgebung (Tafeln I und II) | 43 |
| Heinrich Teutschmann (Linz): | |
| Der Maler Carl von Binzer und Linz in seiner Selbstbiographie (Tafel III) | 85 |
| Hermann Schardinger (Linz): | |
| Die Autographen- und Dokumentensammlung am Akademischen Gymnasium in Linz/Donau (1 Textabbildung, Tafeln IV–XI) | 117 |
| Richard Kutschera (Linz): | |
| Konfinierte Polen in Linz | 191 |
| Ludwig Rumpf (Linz): | |
| Die Linzer Stadtpfarrer des 19. und 20. Jahrhunderts (Tafeln XII–XXIII) | 223 |
| Max Neweklowsky (Linz): | |
| Otto Hamann (Tafeln XXIV und XXV) | 271 |
| Georg Wacha und Gertrude Höss (beide Linz): | |
| Die Linzer Altstadt (Tafeln XXVI–XL) | 349 |
| KLEINE MITTEILUNGEN: | |
| Walter Pillich (Wien): | |
| Paßbriefe des 16. und 17. Jahrhunderts für Linz | 449 |
| Justus Schmidt (Linz): | |
| Der Vedoutenzeichner F. B. Werner in Linz | 453 |
| Herbert Steiner (Wien): | |
| Der Linzer Bauerntag 1881 und die Arbeiterbewegung | 457 |

Franz D a n z e r (Linz):
Die ersten Maitage des Jahres 1945 in Linz 464

*

R e g i s t e r zu den bisher erschienenen 20 Bänden des Jahrbuches
der Stadt Linz (Autorenindex S. 479, Sach- und Namenindex S. 494,
Bildindex S. 504), bearbeitet von Erich E i s e l m a i r (Linz) 479

HEINRICH TEUTSCHMANN:

DER MALER CARL VON BINZER UND LINZ IN SEINER SELBSTBIOGRAPHIE

Durch die Güte der Enkelin Carl von Binzers, Frau Baronin Inge Weckbecker-Binzer, lagen die fünf Handschriftbände der Selbstbiographie vor und ebenso die Bildbeigabe. Die Inhaltswiedergabe der Originalkapitel der Lebensbeschreibung (I bis XXXI) wurde auf Wesentlichstes beschränkt. Es wurde versucht, den Hauptlinien des ungewöhnlichen Lebens mit Aufmerksamkeit nachzugehen und dabei das Kapitel XXII über Linz in den Vordergrund zu rücken.

Zum Vergleich sei auf den Aufsatz von Prof. Dr. M. Fankhauser über die Künstlerfamilie Binzer (Der Volksbote, 47. Jahrgang, 1936, S. 47, 75, 107) hingewiesen.

EINLEITUNG

Es ist ein richtiger Gedanke, daß zur Stadtgeschichte nicht nur Männer gehören, die hierorts geboren oder gestorben sind, sondern oft auch solche, die eine vorübergehende Wirkensstätte da fanden. Ein leuchtendes Beispiel ist Johannes Kepler. Die 13 Jahre von 1613 bis 1626, die er in Linz verbrachte, sind ein wichtiger Lebensabschnitt, der, mit der Entdeckung des dritten Planetengesetzes (1618), die „Kosmische Harmonie“ zum Abschluß bringt. Man tut diesem Forscher gewiß nicht unrecht, wenn man sagt: Er wurde, was er wurde, mit Hilfe dessen, was ihm seine öfter gewechselte Umwelt gab oder auch gerade nicht gab. Wäre Kepler ein Linzer Kaufmannssohn und Bürger gewesen, er hätte nicht den einsamen Stand gehabt, der die Voraussetzung war, daß er am 18. Mai 1618, nach der Entdeckung des dritten Planetengesetzes, von sich schreiben konnte: „Ja ich bin es, ich habe die heiligen Gefäße der Ägypter entwendet, um meinem Gott ein Heiligtum einzurichten fern von Ägyptens Zeiten-grenzen.“ So schreibt ein Bürger der Weltgeschichte, kein Stadtbürger. Trotzdem ist Linz, gerade weil es so war, daß es einen Mann wie Kepler in die Einsamkeit der Studierstube drängte, die Geburtsstätte von Keplers

Weltbürgertum. Solche Nuancen wird eine künftige Stadtwesenskunde zweifellos berücksichtigen.

Nicht so streng gesetzmäßig, nicht so schicksalsgefügter wie in diesem leuchtenden Beispiel, sondern lockerer, aber dafür mannigfaltiger sind die Beziehungen, die im 19. Jahrhundert die holsteinische Familie Binzer mit Linz verknüpfen. Binzers wohnten von 1849 bis 1871 in unserer Stadt. Über die Bedeutung des August Daniel (seit 1853 Freiherrn) von Binzer, der auf einer Reise in seine Heimat in Neisse, wo er auch begraben ist, starb, als Liederdichter unterrichtet die Gedenktafel an dem Hause Promenade 27:

In diesem Hause verbrachte August Daniel von Binzer,
geb. am 30. Mai 1793, gest. am 20. März 1868
der Dichter der Lieder:

„Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“
und
„Frei ist der Bursch“
seine letzten Lebensjahre.

Dem Andenken des Dichters gewidmet
von der deutschen Burschenschaft im Mai 1893.

Hier waltete im Mittelpunkt eines literarischen Kreises, in dem Adalbert Stifter verkehrte, die Gattin des Freiherrn, Emilie von Binzer, die unter dem Namen Ernst Ritter schrieb. Über beide ist öfter geschrieben worden. Ihr Sohn, der Maler Carl von Binzer, dem die vorliegende Studie gewidmet ist, war nur am Rande Linzer.

Eine Prägung der Mitglieder dieser Familie (es gehörten in Linz noch Carls Schwestern hinzu) durch das Wesen der Stadt konnte um so weniger stattfinden, als sich diese bereits in festgeprägten Lebensformen, als Angehörige einer geadelten Familie norddeutscher Herkunft bewegten. Das Lebenselement der Binzers war die menschliche Gesellschaft und Geselligkeit, und zwar nicht ortsgebunden, sondern Orte und Menschen nach Belieben vertauschend.

Ein Schicksalsereignis allerdings ist es, das Carl von Binzer näher sogar und länger an Linz heranrückt als seine Eltern. Es ist für ihn seltsamerweise nicht das, was für uns seinen Platz in der Kulturgeschichte

der Stadt begründet. Verdanken wir ihm doch, daß er, in der Einsicht, daß die Verhältnisse der bildenden Künstler in Linz verbesserungswürdig waren, 1865 den „Verein bildender Künstler und Kunstmäzene“ gründete, hierin einen Aufschwung einleitend. Und daß er den greisen Nazarener Joseph Sutter, der, beinah erblindet, in Linz lebte und den Binzer um 1860 für die Landesgalerie malte, in das Ehrenpräsidium dieses Vereines berief, womit er der Retter von Sutters wertvollem Nachlaß an eigenen Handzeichnungen geworden ist.* Die Selbstbiographie erwähnt davon nichts, nur dies, daß er sich hier niederließ, um nach kurzer Zeit seine Frau zu verlieren, die an der Geburt ihres zweiten Sohnes, am 8. Mai 1865, starb. Antonie Zwez, die Tochter des Weimarer Regierungsrates, war die Mittelpunktbegegnung seines Lebens gewesen, nach ihrem Tod blieb er unvermählt. Noch erschüttert vom Lebensabschied verließ er Linz wiederum, um nur noch von Zeit zu Zeit, bis in sein hohes Alter, an ihr Grab zurückzukehren. So scheint das Erlebnis des Todes einen Menschen stärker an einen Erdenort zu binden, als Sitte und Beruf dies vermögen.

Gegen Ende seiner Selbstbiographie schreibt Carl von Binzer: „Auch nach Linz komme ich noch jährlich einmal, blicke mit Befriedigung auf die Marmortafel an meines Vaters Hause, lege einen Kranz auf das Grab meiner Frau und lasse mir mit Wohlbehagen schön tun von den treuen Nachkommen unserer alten lieben Freunde.“ (XXXI.) — „Und lasse mir mit Wohlbehagen schön tun.“ Hinter diesem Wort verbirgt sich, abgesehen vom guten Recht des alten Herrn, ein charakteristischer Wesenszug Carl von Binzers, der, wenn er sich bei anderen Menschen zeigt, diesen nicht immer zum Vorteil gereicht, ihn aber, Binzer, dennoch ziert. Denn es gibt sich dieser Zug mit großer Liebenswürdigkeit. Er hat sich gründlich Rechenschaft zu geben versucht, warum er mit seiner Tätigkeit als Maler nicht ganz ans Ziel kam. Es lag in seinem Charakter, eine geduldige Ausbildung im Technischen zu verschmähen. Dazu kam die Nähe zweier so bedeutender Eltern, namentlich der sein Gemüt tief beherrschenden Mutter, um ihn zeitlebens nicht ganz vollkommen zum Urheber eigener Taten werden zu lassen. Seine Selbstbiographie entspringt dem Bedürfnis des Alternden, Rechenschaft über sein Leben zu geben. Daß und wie er dies tut, zeigt ihn nicht nur als Vater, der sich seinen beiden Söhnen noch ein zweites Mal, in einer literarischen Form, schenkt, sondern auch als Schriftsteller, der für die Welt schreiben kann.

* Joseph Johann Sutter, geboren 28. November 1781 in Wien, gestorben 12. Mai 1866 in Linz.

I/II

(Von Glücksburg bis Hamburg)

Eine frohe Kindheit im Kreise seiner Eltern und Geschwister verbrachte der am 19. Oktober 1824 in Glücksburg in Schleswig geborene Maler Carl Heinrich Friedrich von Binzer. Zum Zeitpunkt seiner Geburt befanden sich seine Eltern auf unfreiwillig verlängerter Hochzeitsreise. Dem Vater August Daniel von Binzer, weiland Burschenschafter zu Kiel und Jena, war aus politischen Gründen geraten worden, nicht über die deutsche Grenze zurückzukehren. So blieb er zuletzt bei seinem Bruder Moriz, dänischem Forstbeamten. Ihrer beider Vater war ein dänischer General gewesen. Das Land gehörte zu Dänemark. Carl aber und seine Geschwister lernten die Sprache nie kennen, obwohl sie als Dänen von Rechts wegen galten. Außerdem war Carls Mutter Emilie Tochter des russischen Generalkonsuls in Kopenhagen, Freiherrn von Gerschau.

Seinen Vater charakterisiert Carl wie folgt: „Mein Vater war der Sänger des Liedes vom schwarz-rot-goldenen Bande mit der Strophe

Das Haus mag zerfallen,
was hat's denn für Not!
Der Geist lebt in Allen
und unsre Burg ist Gott!

... Mein Vater hat in seinem langen Leben nie wieder etwas verfaßt, was auch nur annähernd dazu beigetragen hätte, seinem Namen Ruhm zu verschaffen ... Daß es gerade ihm als Jüngling beschieden war, Worten hohen Klang zu geben, die kurz und bündig der deutschen Nation ihr Wichtigstes zum Ausdruck bringen, das hat er immer wie ein Wunder angesehen ... Wer aber mit diesen Männern gelebt und sie gekannt hat, der weiß, daß ihre Ideale überhaupt garnicht verwirklicht worden sind.“

Von Glücksburg siedelte die Familie über Flensburg und Kiel nach Neumühlen bei Altona an der Elbe, wo die Kinder — Clara, Carl, Marie, August und Alexandrine — aufwuchsen. „Wenn einmal der König kam, so war es der dänische König. An der Grenze von Hamburg und Altona standen die rotrockigen Schildwachen den dunkeln mit hohen Stutzfedern gegenüber ... Alles aber was damals zu Hamburg gehörte, war damals mehr englisch als deutsch (hannoveranisch) gesinnt, auf London gravierend. Und da unsere Wohnung am Wasser lag, so hatten wir in diesen frühen Jahren schon einen lebendigen Verkehr mit der ganzen Erde. Wir

wußten von allen Schiffen, wohin sie steuerten und erwarteten ihre Rückkehr, die dann mit großer Gemütsbewegung gefeiert wurde . . . Unsere Gedanken waren fortwährend in Amerika, Ost- und Westindien, Australien und im Polarmeer. Das war ein merkwürdiger Nachwuchs des Mannes, der die deutsche Sache mit flammendem Schwert vertreten hatte und klagend im Herzen trug!“

„Einmal brach ein großer Tag an: der vertriebene König Carl von Frankreich kam auf einem englischen Dampfschiff The United States in Altona an. Die Eltern erklärten uns den Zusammenhang, aber weitere Folgen hatte dies nicht, als daß wir dem Könige als einem Unglücklichen unser tiefes Mitgefühl zuwandten.“

Die Heiterkeit, die den alten Mann im Rückblick auf die Kindheit befällt, erstreckt sich auch auf die Erinnerung an die Familienausflüge im Wagen auf benachbarte Güter, so nach Schloß Nütschau zum Grafen Adam Moltke, dem Dänenfreund, oder nach Schwarzenbeck zum Onkel Moriz von Binzer, von Glücksburg hieher übersiedelt.

Aber auch ein bitterer Schmerz ist erinnerlich, die vorübergehende Trennung vom Vater. Dieser durfte Deutschland wieder betreten, er „ließ sich auf literarische Verbindungen in Leipzig ein“. Der Haushalt wurde aufgelöst, die Mutter ging mit den drei Töchtern nach Kopenhagen zu ihren Eltern. „Dann wankten mein Bruder und ich nach Hamburg in eine Erziehungsanstalt.“

Bei Carl von Binzer sorgte das Schicksal dafür, daß nirgends eine Heimat sich dauernd in sein Gemüt einprägte. Kaum begann sein Herz an der Brust eines Ortes zu schlagen, mußte er fort und die keimende Heimatverbindung wurde wieder gelöst. Aber jeder Ort hatte gerade so viel Gefühl erzeugt, daß kein anderer folgender mehr die vollgültige Heimatstimmung erzeugen konnte.

III (Leipzig)

Ergreifend ist das Sichwiederfinden der Familie auf freiem Feld bei Leipzig, nachdem die „von der Kraft der brennenden Liebe geschärften Augen“ den ihnen entgegengehenden Vater erspäht und vor Erregung – „Er ist es, ach nein er ist es nicht, sein Gang ist anders . . . er winkte mit dem Regenschirm. Er war es doch!“ – geschwankt hatten.

Leider war Carls Schwester Alexandrine in Kopenhagen gestorben (1833)*.

Die Familie wohnte nun in Schönenfeld bei Leipzig in einem Haus, dessen Vorderfront die Kanonenkugeln aus der Völkerschlacht spickten. Da musizierten Vater und Mutter viel miteinander, er sang und sie spielte, gemäß einem Wort Herders: „Die Töne sind das, was in einem andern Sinne die Gebärden sind, Ausdruck der beweglichen Natur, elastische Schwingungen einer unmittelbaren Herzenssprache.“ Das musizierende Ehepaar Binzer ist ein Bild, das sich, namentlich auch aus der Ausseer Zeit, in der Erinnerung des Sohnes lebendig erhalten hat.

IV

(Köln)

Nach dem sächsischen Aufenthalt übernahm das rheinländische Köln die Rolle des Wohnortes. Dort übernahm der Vater Binzer von seinem todkranken Schwager die Herausgabe des mit der Westindischen Handelskompagnie zusammenhängenden Blattes „Allgemeines Organ für Handel und Gewerbe“. Köln, wo der Knabe das Gymnasium besuchte, wurde für diesen durch seinen Dom bedeutend, mit dem er bald einen „innigen geheimnisvollen Verkehr führte“. Der Riesenbau wurde sein Revier! „So oft ich durfte, stieg ich die mir zugänglich gewordenen Treppen hinauf und blickte nach allen Seiten durch das harmonische Steingebilde... Die alten Statuen der Heiligen und die Phantasiertiere der Regenabläufe wurden meine Vertrauten und erzählten mir vom Mittelalter.“ Es ergriff ihn eine große Vorliebe für alte Kunstwerke. „Ich wurde bald der kleine Cicerone genannt, weil ich die Fremden überall hinzuführen wußte, wo etwas zu sehen war... Ich wußte genau wohin und teilte den Genuß der Besucher, ja die reifen Männer bestärkten mich mehr und mehr in meiner Begeisterung. Aber sagen konnte ich ihnen selbst noch nichts. Gründe angeben weshalb dieses oder jenes Wert hatte – wie hätte ich als Knabe dazu kommen sollen?“

Die Gotik weckte seine Begabung zum Zeichnen. (Der Linzer erinnert sich daran, daß Carl von Binzer den Kefermarkter Altar für Stifters Restaurierungsbestrebungen zeichnete.)

* Clara, geboren 1823 in Flensburg, gestorben 1908 in Kassel, verehelichte v. Colomb. Carl Heinrich Friedrich, geboren 19. Oktober 1824 in Glücksburg, gestorben 22. Juli 1902 in Schwabing.

Marie, geboren 1825 in Glücksburg, gestorben 1910 in München, unvermählt.

August, geboren 1827 in Kiel, gestorben 1849 zu Höglös, k. k. Leutnant.

Alexandrine, geboren 1828 in Kiel, gestorben 1833 in Kopenhagen.

In der von Preußen annektierten Stadt ließ König Friedrich Wilhelm IV. den Dom restaurieren und ausbauen. Aber die Kölner gewöhnten sich lange nicht an das ihnen verhasste Regime. Beim Grundsteinlegungsfest des Ausbaues war Carl anwesend.

Eines Tages wurden eilends die Räume der väterlichen Zeitungsredaktion als Wohnung für die Herzogin Wilhelmine von Sagan eingerichtet, welche Emilie von Binzer auf eine Italienreise mitnahm. Sie, die älteste von (vier) Schwestern aus dem kurländischen Fürstenhaus (die jüngste, Dorothea, war die Gattin Talleyrands*) und residierte auf dem Wallensteinschloß Sagan), war einst Emilies Pflegemutter gewesen. Sie hatte in der Jugend auf dem Wiener Kongreß als große Schönheit und Freundin des Zaren Alexander eine Rolle gespielt. Nun zerstörte sie als „böse Fee“ den Kindern den Haushalt. Carl kam in Pension zu einem Professor.

Auf dieser Italienreise lernte Emilie den österreichischen Dichter und Staatsmann Joseph Christian Freiherrn von Zedlitz kennen, einen Freund, der den größten Einfluß auf die Familie gewann. Nicht nur verbrachten Binzers seither alle Sommer mit ihm in Geisenheim am Rhein (gegenüber Linz am Rhein), das Ehepaar war mit ihm zu „einem Dreibund bis an seinen Tod“ vereinigt, sondern er sollte sie auch in seine österreichische Heimat, nach Aussee und Linz an der Donau einführen.

Briefe aus Italien, die Emilie an Karl Simrock schrieb, der die Rheinischen Jahrbücher herausgab, ließen auch ihre Angehörigen an ihren Erlebnissen teilnehmen.

Großen Eindruck machten auf Carl in Köln auch die musikalischen „Gürzenichfeste“ mit ihren Knabenchören, die oft Felix Mendelssohn dirigierte, und vollends der Kölner Karneval, der sich damals nur mit dem römischen Karneval an Pracht maß.

V

(Nach Berchtesgaden)

Begünstigt durch den Wechsel der Wohnorte bildete sich in der Familie Binzer eine deutsche Sprechweise ohne jede Heimatfärbung.

Von Köln zogen sie nach Augsburg, wo August Daniel Mitarbeiter an der Augsburger Allgemeinen Zeitung wurde. Zwar Carl wurde nicht mitgenommen, sondern allein seinem Bildungsgang bis zur Ablegung der Gymnasialmatura überlassen. „Das unstete Wanderleben war vorge-

* Alexandre Edmond Fürstherzog von Talleyrand-Périgord (1787 bis 1872), Neffe des berühmten Diplomaten.

zeichnet“, sagt er, „und blieb die Signatur meines ganzen Daseins.“ Im Sommer 1842 reiste er über das durch den großen Brand zerstörte Hamburg nach Kopenhagen, um seine Schwester Clara abzuholen. Ihr machte auf der Überfahrt der berühmte Bildhauer Thorwaldsen den Hof. „Als dieses nordische Haupt sich von dem graugrünen Ostseewasser abhob, machte es einen außerordentlichen Eindruck, der ganze Norden in eine sichtbare Idee verkörpert.“

Über Leipzig, Nürnberg, Regensburg kamen die Geschwister zu ihren Eltern nach Augsburg, um sich dann mit Zedlitz zur Sommerfrische in Berchtesgaden zu vereinigen. Die ersten Alpeneindrücke bereiteten die Schicksalsbegegnung mit Aussee mächtig vor. In dem einsamen Moderegger-Haus am Königssee wohnte der österreichische Maler Reinhold, Bruder des Wiener Landschaftsmalers, der davon lebte, daß er den hohen Herrschaften (Prinz Luitpold von Bayern und Gefolge) ihre frisch erlegten Gamsen samt Felsumgebung beim Abschuß abmalte. Er ging nur in Gebirgstracht.

VI

(Berlin)

Nach der Matura schickten die Eltern ihren Sohn nach Berlin, um ein Jahr als Freiwilliger zu dienen und sich auf den Staatsdienst vorzubereiten. Carl wohnte in Berlin bei dem mit der Familie von Köln her befreundeten General Colomb. Dieser wurde später der Schwiegervater von Carls Schwester Clara. Er stammte aus einer französischen Hugenottenfamilie und war mit dem Zar Nikolaus befreundet, der bei ihm, zum Staunen des Berliner Volkes, aus und ein ging. Der alte Krieger fand an Carl sein Wohlgefallen und dieser wurde begeisterter Soldat. Noch im Alter stimmte er Hendrik Ibsen bei, der die allgemeine Wehrpflicht 1895 in einem Aufsatz lobte. Eine Dienstpflicht begründete für Binzer der Abschluß der Militärausbildung nicht, da er kein gebürtiger Preuße war.

Von einem Scheibenschießen trug er zeitlebens einen Schaden davon: Er hörte am linken Ohr nicht gut.

An der Universität interessierten ihn mehr als die Wissenschaften die Männer, die sie vertraten: Der Historiker Ranke, der „ganz unglaublich schnell sprach und die Silben verschluckte, aber nachdem man eingeübt war“, ungemein fesselte, der Geograph Ritter und der Genealoge Horneier, der sich etwas auf seine Verwandtschaft mit Melanchthon zugute tat.

Nun kam die Zeit des Berufsentscheides heran.

VII/VIII
(München und Bonn)

Die Teile der Selbstbiographie, die auf seine Berufswahl Bezug nehmen, nennt Binzer schwierig. Vielleicht darf folgendes behutsam, vorsichtig ausgesprochen werden. Carl von Binzer wählt einen Beruf, ohne zu erkennen, welche Pflichten er auf sich nimmt, und ohne sich zu prüfen, ob er diesen Pflichten gewachsen sein wird. Er habe, so sagt er, in seiner Malerlaufbahn vor der Kritik nicht bestanden. Er habe aber seine Aufträge zur vollen Zufriedenheit seiner Auftraggeber ausgeführt. Die Malerei sei ihm ein Trost bis in das hohe Alter geblieben. Seine Hoffnungen hat sie nicht erfüllt.

In München, im Anblick der herrlichsten Kunstwerke, faßt er den Entschluß, Maler zu werden. Die Eltern stellen die Bedingung, daß er vorher das Studium der Rechtswissenschaft beenden solle.

Die Schäden eines halben Entschlusses zeigten sich auch alsbald. Binzers lebhafte Phantasie, die nach einer künstlerischen Ausbildung drängte, geriet während des nächsten juridischen Semesters in Bonn auf den Abweg romantisierender Bummeleien, aus denen der Sohn schließlich mittellos und gebrochen an die Brust seiner Eltern — nach Aussee zurückkehrte. Das war an der Schwelle seiner Großjährigkeit. Auf dem Fußweg dahin hatte er in Freiburg im Breisgau den Maler Anselm Feuerbach kennengelernt und feurig angeschwärmt. Wäre er doch so gern seinesgleichen schon gewesen!

IX
(Aussee)

Wie aber kamen Binzers nach Alt-Aussee? In die Jahre gekommen, um sich Ruhe zu gönnen, faßte August Daniel von Binzer zusammen mit Zedlitz den Plan, ein eigenes Haus im Gebirge zu bauen. Beide Männer begaben sich gemeinsam auf die Suche nach einem schönen Fleck Landes und trafen zuletzt am steirischen Grundlsee auf einer Bank den Erzherzog Johann, der Zedlitz kannte und ihnen Alt-Aussee zur Besichtigung empfahl. Hingerissen vom ersten Eindruck des Alt-Ausseer Sees war ihr Entschluß sofort gefaßt. Nach einer von Carl aus München beigebrachten Zeichnung eines Tiroler Hauses von Professor Lange, dem Vater des späteren Direktors der Münchner Kunstgewerbeschule, baute der Vater Binzer sein erstes Alt-Ausseer Haus, das „Zedlitz-Haus“ (1846). Indem man dem einheimischen Baumeister 25 Gulden zahlte, erwarb man das Recht der Bauführung und die willige Mitarbeit der Einheimischen.

In Alt-Aussee war der „junge Herr Baron“ (die im Volk auch vor kommende Bezeichnung „der Binzer Karl“ lehnte er indigniert ab) wieder mit seinem Bruder August beisammen, der viele Jahre in einer Erziehungsanstalt in Vevey am Genfer See gewesen war und jetzt als Walmodenkürassier in der k. k. Armee diente. Er war schon ein „Mordsösterreicher“ geworden, während Carl sich noch vorsichtig in das Volkstum vortastete. August starb bald darauf im ungarischen Feldzug bei Karlowitz an der Cholera (1849).

X

(Antwerpen)

Man sollte doch meinen, daß Carl geradewegs nach München an die Malerakademie ginge. (Mit dem Jus war es doch vorbei.) Aber nein, die Eltern schicken ihn nach Antwerpen an die Zeichnungsschule. Die Haupt sache war, daß ein Freund von Zedlitz, Baron Woina, österreichischer Gesandter in Brüssel, in der Nähe war, der ihn überwachen sollte! Doch als das Jahr 1848 herankam, litt es den Fügsamen nicht länger unter den von den Belgiern verachteten „skilderern“. In Paris brach die Revolution aus, der man von Belgien aus gelassen zuschaute.

Der Selbstbiograph erwähnt zwei Ereignisse in Antwerpen, die seine Seele hell erregten. Das eine war ein fürchterlicher Hafenbrand, das andere ein Haufen schwäbischer Auswanderer, zumeist Bauern, wie sie sich damals öfters nach Amerika einschifften, die älteren jammernd und schluchzend, während die jungen Mädchen in die Hände von Kupplerinnen und Mädchenhändlern gerieten.

XI

(Der Schleswig-Holsteinische Krieg)

Der Krieg zwischen Dänen und Deutschen rief alle Schleswig-Holsteiner als Freiwillige zu den Waffen. „Ich weiß mich noch deutlich zu erinnern“, sagt Carl, „daß mich der Gedanke quälte, ich würde in meinem ganzen Leben keine Ruhe mehr haben, wenn ich meine Teilnahme versagte.“ Auf eigene Verantwortung brach er die Zeichnungsschule ab und warf sich dem Kriegsglück in die Arme. Er machte zu Pferd den ganzen Feldzug mit. Einer Liebe zur Krankenpflege durfte er im Anblick Schwer verwundeter auf dem Schlachtfeld nicht Folge leisten. (Er sollte diese Liebe später am Krankenbett seiner Frau in Linz betätigen.)

Abenteuerstimmung hätte ihn bald in die Soldatenlaufbahn gelockt. Aber als ihm in Glücksburg, schon am Ende des Krieges, ein alter Mann

sein Geburtshaus wies und, ihn verwundert betrachtend, ihn wiedererkannte mit der Frage „Sind Sie der Karl?“, war er wie von seinem Engel berührt, der ihn zu sich selbst rief. Nun gab er die Uniform ab und, schon bereit das Weite zu suchen, empfing er noch einmal die Einladung zu einer Militärparade. Er ging nicht hin. Später erst erfuhr er, daß er bei dieser Parade zum Offizier hätte befördert werden sollen. Und als im Jahre 1866, als Schleswig-Holstein zu Preußen kam, den Offizieren aus dem ersten Feldzug eine jährliche Pension von 300 Talern ausgesetzt wurde, verlor er damit seinen Pensionsanspruch.

Briefe, die er aus dem Feld nach Hause geschickt hatte, trugen ihm unerwartet den Auftrag ein, als Korrespondent für die Augsburger Allgemeine Zeitung zu schreiben. Erschüttert beschrieb er die Heimkehr der deutschen Kriegsgefangenen, die von den Dänen sehr schlecht behandelt worden waren, im Kieler Hafen. Damit begann seine schriftstellerische Tätigkeit.

XII (München)

Die Nähe Aussees und die in München herrschende Kunstrichtung eines Cornelius und Schwind bestimmten den mündig Gewordenen, in die bayrische Hauptstadt zu gehen. Er bekannte sich zu „Dichtung in der Malerei“, zu „Erfindung oder poetische Erfassung des Vorwurfs“ als den inneren Bedingungen eines Kunstwerkes. Als Schüler arbeitete er nun bei Wilhelm von Kaulbach, der als Lehrer sehr bescheiden war und als Hausherr gern Gastfreundschaft gewährte. Er liebte es, wenn ihm die Schüler eigene Kompositionen brachten. „Was soll denn der Jüngling hier?“ fragte er einmal Binzer, der ihm eine Zeichnung vorwies. „Er denkt über die Begebenheit nach“, antwortete dieser. Da sagte der Meister: „Es wäre mir lieber, wenn der denkende Jüngling vor dem Bilde stünde!“

Den Maler Moritz von Schwind, bei dem er ebenfalls lernte, erlebte Binzer als völligen Gegensatz zu Kaulbach. Während dieser die Bilder seiner Kollegen hochschätzte und von denjenigen Schwins hingerissen war, schimpfte Schwind furchterlich auf die anderen und besonders auf Kaulbach. (Höchstens vor Cornelius war er vorsichtig.) Besonders mißfiel Binzer sein „Wiener Fiakerdeutsch“. In seiner Villa am Starnberger See gab er sich liebenswürdig. „Solche Menschen“, meinte Binzer, „können nur Schönes schaffen, wenn das Schicksal sie in Ruhe läßt.“

XIII

(Rom)

Die Mutter Emilie fragte in den Sommerferien ihren jetzt einzigen Sohn (Kapitel IX) unvermittelt: „Warum gehst du nicht nach Rom?“ Damit gab sie ein Stichwort, das unbegreiflich war, denn Carl hatte auf gar keine Weise seine Ausbildung abgeschlossen. Carl ließ sich von dem Stichwort treiben. Gegen Ende des Sommers nach dem Münchener Jahr reiste er in Begleitung von Dr. Braun, Direktor des Archäologischen Institutes in Rom, seiner Reisebekanntschaft, über Meer und Land in die Tiberstadt.

Im Reisewagen hatte Dr. Braun zu ihm gesagt: „Es ist sehr gut, daß Sie nach Rom kommen, Sie bringen ein geselliges Element in den Künstlerkreis, das ihm gefehlt hat.“ – Ein Wort, das Carl von Binzer eher einschüchterte.

In Rom war die klassische Zeit eines Reinhard, Karsten und Koch vorbei. Die Gegenströmung gegen die Nazarener griff von Deutschland aus nach dem Süden über und eines Tages wurde Binzer Augenzeuge, wie man Kupferstiche von Cornelius und Overbeck auf einem Scheiterhaufen mit Gejohle verbrannte.

Sein Weg führte ihn geradeaus zu Cornelius. „Er war eine merkwürdige Erscheinung, klein mit einer ganz ungewöhnlich hervorragenden Stirne, unter der Augen hervorblitzten, deren Iris an Helligkeit dem Augenweiß sehr nahe kam, so daß die schwarze Pupille fast unheimlich hervortrat. Man mußte immer an einen großen Adler denken. Aus seinem scharf geschnittenen Munde drangen die Töne sehr laut hervor und seine Rede war gemessen.“ (Anmerkung: Das Künstlerzeichen des Cornelius war ein Adler auf einem Ast!)

„In dem Raum (der Casa Bartholdy), dessen Wände mit Fresken geschmückt sind, lief eine gepolsterte Bank längs diesen Wänden. Dann befand sich darin ein kleiner Tisch mit Lehnstühlen und Sesseln umgeben. Hier saß Cornelius jeden Nachmittag zu bestimmter Zeit und empfing seine Freunde sowohl als durchreisende bedeutende Männer. Auf den Bänken saßen wir jungen Leute bescheiden, im Hintergrund. Es wurden keine Erfrischungen gereicht, sondern geistiger Austausch war das einzige Labsal.“ Gesellige Zusammenkünfte verbanden die Cornelius-Schüler untereinander in einer volkstümlichen Osteria in Trastevere oder in der Campagna, wo man damals vor gefährlichen Schäferhunden auf der Hut sein mußte.

Ein Empfehlungsbrief von Zedlitz an den Grafen Esterházy, österreichischen Gesandten im römischen Kirchenstaat, trug es Binzer ein, daß er im Palazzo Venezia auf dem Kapitol, dem Gebäude der Gesandtschaft, ein Wohn- und ein Schlafzimmer sowie als Atelier ein Turmgemach erhielt. „Ich hatte also wohl die interessanteste Behausung unter allen Künstlern und wurde auch recht häufig speziell deswegen besucht.“ Hier legte Binzer den österreichischen Untertaneneid ab. Er wurde dadurch deutscher Bundesbürger! Denn der österreichische Kaiser war zugleich Präsident des Deutschen Bundes. Carl war als gebürtiger Schleswiger bisher dänischer Staatsbürger gewesen (seine Dienstzeit in Preußen ausgenommen), während sein Vater August Daniel als gebürtiger Holsteiner von jeher auch Deutscher war, weil der König von Dänemark als Herzog von Holstein einem deutschen Bundesfürsten gleichgehalten wurde. Die Eltern Binzer übersiedelten gleichzeitig mit Carls Einbürgerung nach Linz (1849) und wurden dadurch, außerdem daß sie Deutsche blieben, österreichische Staatsbürger. In diese politisch beweglichen Verhältnisse paßte das Wanderleben der Binzer vorzüglich hinein.

In den drei Jahren seines römischen Aufenthaltes erschlossen sich für Binzer hohe Gesellschaftskreise. Ein Weltmann in violetten Seidenstrümpfen und zugleich Gottesmann war Graf Robert Lichnowski, der nachher wegen seines Lebenswandels von Papst Pius IX. nach Olmütz verbannt wurde. Dieser erteilte Binzer seinen ersten Auftrag. Er sollte seine Privatkapelle ausmalen. Binzer entledigte sich geschickt seines Auftrages. Cornelius freute sich, als er davon hörte.

Die Sonne seiner römischen Tage wurde Ottilie von Goethe. Die Schwiegertochter des großen Johann Wolfgang Goethe und ihre Schwester Ulrike von Poggwisch, beide aus holsteinischem Uradel, wodurch sich die Beziehung zu Binzers ergab, zwei silberlockige Damen erschlossen Binzer ihr Haus. Ottilie, die durch einen einstigen Sturz vom Pferd an Nase und Oberlippe entstellt war, war die mildeste und warmherzigste Persönlichkeit. „Es war ungefähr so, als wenn sie einem gegen Schluß des Satzes den Arm um den Nacken gelegt und einen sanft an sich gezogen hätte, so holdselig waren Blick und Klang der Sprache.“ Und daß sie des alten Goethe „ganzes Wohlbehagen, sein Herzblatt, seine einzige Tochter“ gewesen war, erhöhte noch nachwirkend ihren Reiz. Binzer beklagt, daß er nicht aufgeschrieben hat, was sie „in klugen, liebevollen, klaren Worten“ ihren Gästen aus der großen Vergangenheit erzählte. Er fühlte sich zu ihr wie zu einer Mutter hingezogen. Sie sorgte für den Verkauf seiner Zeichnungen, deren sie stets eine Mappe voll liegen hatte.

Freundliche Besuche pflegte Binzer auch bei dem „Sonnenmaler“ Riedel. Dieser war ein Opfer seiner Besteller, weil man von ihm nichts anderes mehr als „Sonne“ haben wollte; bei allem sonstigen, was er versuchte, hieß es, das sei kein Riedel. — Oder es kamen die Maler Muhr und Lehmann und der Dichter Paul Heyse in Binzers Atelier zusammen. Da arbeitete er an einem großen Karton „Ismael begräbt seinen Vater Abraham“. Cornelius sah das Werk und versprach, Binzer beim Campo-santo in Berlin zu beschäftigen.

Hochmütig waren die Franzosen, die Rom besetzt hielten. Ein französischer Oberst erklärte einer russischen Gräfin, „die notwendige und einzige richtige Entwicklung Europas“ sei die Aufteilung zwischen Frankreich und Rußland. „Und was wird dann mit dem armen Deutschland?“ fragte die gefühlvolle Dame. „Nous la partagerons“ (wir werden es teilen), war die Antwort.

XIV
(Italienisches Abenteuer)

Gräfin Dohna verwickelte Binzer wegen ihrer Nichte, Gräfin Marie Schwerin, in ein Drama mit unglücklichem Ausgang. In vierspännigem Reisewagen, mit Diener und Kammerjungfrau, fuhren sie monatelang über Sizilien bis an die Fußspitze des Stiefels und wieder empor. Er stieg mit der Komtesse auf den Vesuv und trug sie auf seinen Armen aus der sie umhüllenden Schwefeldampfwolke. Die Erinnerung an den „hohen Flug“ dieser Zeit ist ihm geblieben, „die Schatten sind verschwunden, das Licht ist von Jahr zu Jahr höher gestiegen“. Gräfin Dohna unterlag einem Irrtum, der auf seltsame Weise an den Tag kam. Als sie sich im Reisewagen Alt-Aussee näherten, denn die Dame begehrte Binzers Eltern kennenzulernen, kam ihnen zufällig der schöne Pferdewagen des Grafen Kesselstatt entgegen. „Da kommen schon Ihre Pferde“, sagte die Gräfin zu Binzer und diesem wurde klar, daß sie ihn für einen reichen Gutsbesitzer hielt. Sie war denn auch vom bescheidenen Ausmaß des Binzer-Häuschens enttäuscht und brach die Beziehungen höflich und rasch entschlossen ab. Carl, fühlend, was er verlor, rannte zu Fuß im Trab über den Pötschen nach Ischl, um Marie Schwerin zu sehen, ja er fuhr der Entschwindenden nach Berlin nach, wo ihm der Sturm einen stürzenden Schornstein fast aufs Haupt geschleudert hätte. Ohne sie wiedergesehen zu haben, landete er bei Zedlitz in Wien und brach beim Wiedersehen an einem gefährlichen Nervenfieber zusammen. Der Arzt rettete ihm das Leben.

XV
(Venedig)

Wieder war er im folgenden Jahr bei Ottilie von Goethe in Venedig. „Sie sind doch der merkwürdigste junge Mann, den ich je gesehen habe“, hatte sie in Rom zu ihm gesagt. „Rom mit seinen mannigfachen Reizen steht Ihnen zur Verfügung und Sie kehren jeden Abend bei zwei alten Damen ein.“ An ihr konnte man sich aufrichten.

Binzer, der ein Atelier an den Zattere bewohnte, verkehrte, wie es sich ergab, mit italienischen Künstlern und lernte ihre Art kennen. „Sie waren sehr lebendig und laut.“

Ein Gegenstück zum Sonnenmaler Riedel, weil er sich ebenfalls als ein Opfer seiner Besteller ansah, war in Venedig der „Mondenmaler“ Nerly aus Berlin, von dem das Publikum immer wieder die Markussäule im Mondschein wiederholt haben wollte. An deutschen Künstlern waren sonst der Aquarellmaler Werner und sein Schüler Passini da.

Die Lagunenstadt stand damals unter der habsburgisch-österreichischen Herrschaft und diese war bei den Venezianern unbeliebt, woran eine gewisse Überheblichkeit der Beamten, die den Italiener als minderwertig ansahen, mit Schuld tragen mochte. Der Direktor ihrer Kunstakademie war der Tiroler Blaas, was die Venezianer ebenfalls herausforderte. Einmal, als der junge Kaiser Franz Joseph I. Venedig besuchte, leisteten sich die vornehmen Venezianer einen grausamen Spaß: Sie zogen ihre Gondolieri als Bajazzo an.

XVI
(Erzherzog Maximilian)

Ein rasch skizzierter Karton „Ismael“, Wiederholung seines römischen, begrüßte eines Tages die Augen des in Binzers Atelier eintretenden Erzherzogs Ferdinand Maximilian, der ihm den Gegenbesuch für zwei Besuche auf seinem Meerschloß Miramare abstattete. Der hohe Grad von Teilnahme für die Persönlichkeit des späteren unglücklichen Kaisers von Mexiko gründete sich bei Carl von Binzer teils auf dessen Beziehungen zu seiner Mutter Emilie, teils auf das Herausfühlenkönnen von etwas Gemeinsamen aus der fremden Brust. Oft tief melancholisch, dann wieder sprudelnd lebenslustig „glaubte sich der Erzherzog verletzt durch ein Mißverständnis zwischen dem, wofür er sich berufen und ausgestattet fühlte, und dem, was ihm geboten wurde, um sich zu expandieren“.

Die Fülle seines Empfindens legte Maximilian in Prosaschriften und Gedichten nieder, welche, auf Vermittlung Grillparzers, Emilie von Binzer

so redigierte, daß dies den Dankbaren von Mal zu Mal mehr mit Verehrung für sie erfüllte.

Als ihm von Napoleon III. der mexikanische Kaiserstuhl angeboten wurde, widerriefen ihm alle Klugen, auch Emilie. Doch er unterlag anderen Einflüssen. Als er sich von Wien aus auf die Reise nach Mexiko begab, verbrachte das künftige Kaiserpaar einen Abend mit Binzers in Linz, er in stundenlangem Gespräch mit Emilie. Er trug dem anwesenden Carl auf, seine Mutter zu malen, und stellte ihr Bildnis neben seinem Schreibtisch in Chataltepek auf.

XVII/XVIII/XIX

(Nach Dresden und Schloß Dölkau)

Die unsichtbare Achse, um die sich das Schicksalsräderwerk dreht, ist für Carl von Binzer dennoch Ottilie von Goethe. An ihr erfühlte er seine tiefsten Vorzüge. Sie hat ihm ungewollt seine Frau zugeführt.

Auf dem Markusplatz lernte Binzer einen Amerikaner namens Van Syckel kennen, einen Mann, der Kultur nach Geld bemüßt und eine schöne Tochter besitzt. Erfreut, einen Maler zu treffen, dingt er ihn zum Kopieren alter Meister. Binzer findet an seinen freigebig gezogenen Schecks Wohlgefallen und folgt seiner Einladung nach Rom. Das heiratsfähige Mädchen verliert an den grundanständigen Deutschen ihr ganzes gutes Herz — „ein Schicksalsblock, der mich ganz aus dem vermutlichen Strome stoßen sollte“.

Gräfin Hohenthal steuerte den Kahn woanders hin. Sie trug Binzer zu seiner Überraschung an, zwei Säle in ihrem Schloß Dölkau in Sachsen mit Fresken zu schmücken. Obwohl er sich in voller Ruhe gestand, daß er der Aufgabe kaum gewachsen war, ging er trotzdem nach Dresden, um sich auf sie vorzubereiten. Schnorr von Carolsfeld besah, nach zwei Wintern und einem Sommer, das fertige Werk dreier großer Kartons und sprach das feingewürzte Urteil: „Jetzt hat unser guter Freund auch die Würde eines Kunstbarons erlangt.“ Das Thema war die Geschichte der Hohenzollern, weshalb Binzer persönlich Droysen, den Historiographen dieser Dynastie, in Jena aufgesucht hatte. Hänel, einsamer Künstler, hatte ihm mit Rat und Tat geholfen.

In Dresden waren Künstler wie Ritschel, Bendemann, Hübner, Ludwig Richter, Schilling, Wislicenus. Das Haus des greisen Carus, des Naturphilosophen aus der Goethezeit, stand ihnen offen. — Was bei alldem weniger in Erscheinung trat, war Ottilie Goethe, die in Dresden ihrem

Sohn Wolfgang die Wirtschaft führte und die „der goldene Faden“ in Carls Leben war.

Am Ende des zweiten sodann auf Schloß Dölkau zugebrachten Sommers empfing Carl von Binzer einen Brief im Namen des Großherzogs von Weimar mit der Aufforderung an ihn, nach Weimar zu ziehen.

XX
(Weimar)

Der Großherzog beabsichtigte, es in seiner Residenz dem bayrischen König Ludwig I. gleichzutun. Nachdem er die Wartburg von Schwind hatte ausmalen lassen, wollte er in Weimar eine Kunstschule gründen und dazu „adelige Künstler um sich versammeln, damit sie hoffähig wären“. Binzer, der berufen wurde, da mitzumachen, durchschaute bald die Unmöglichkeit der Idee, das Schöpfertum an das blaue Blut zu binden. Bald nach seiner Vorstellung beim Großherzog zog er sich zurück. Ihm fiel das Wort der Ausseer Bauern ein: „Aussi möcht' i.“

Eine innere Spannung entsteht in ihm. Da sind auf der einen Seite – sie nehmen im Theater die eine Seite ein – die adeligen Maler unter der Führung der Grafen Kalkreuth und Harrach, diese „Antipoden meiner Welt“, wie er sagt, die sich einer „veredelten Bummeli“ hingaben. Da sind auf der anderen Seite die nicht hoffähigen Künstler: Preller, der Illustrator der Odyssee, der allein ganz Weimar aufwiegt. Seine Dachstube wird für Binzer „ein Tempelraum“. Spannungsreiche Gespräche entstehen. Wislizenus sagt zu Binzer: „Schade, daß du keine Technik erworben hast.“ Da war der Genelli, der durch des Großherzogs Gnade ein Refugium in der Ilmstadt genoß. Wenn der alte Römer dennoch einmal bei Hof erschien, hätte man glauben können, er sei der Großherzog, so imposant war er.

Binzer schrieb, von Herder und Lessing ausgehend, einen Aufsatz über monumentale Kunst und überbrachte ihn dem Fürsten. Er wurde ehrenvoll empfangen. Der Aufsatz selbst blieb ohne Wirkung.

In Weimar holte sich Binzer seine Frau. Eines Tages verriet sich das Weimarer Bürgerskind Antonie Zwez, das oft sehr lang am Fenster stand, seinen Eltern: „Jetzt kommt Herr von Binzer bald wieder.“ Sie erstaunten sehr, denn sie kannten ihn nicht. Antonie hatte ihn täglich zu regelmäßiger Stunde vom Fenster aus gesehen und wieder nahte die Stunde. Liebe auf den ersten Blick hat die beiden Menschen verbunden. Persönliches Kennenlernen war lang unmöglich, denn Antonie gehörte auf die andere Theaterseite! Endlich fügte es sich beim Eislaufen. Sie liefen gleich Hand

in Hand, als ob sie sich seit ewig kennen. — Als Carl von Binzer als Brautwerber in der elterlichen Wohnung erschien, trat ihm Antonie in Trauerkleidung entgegen. Eine Verwandte war soeben gestorben. Binzer empfand dies als düstere Vorbedeutung.

Das Binzerische reine Hochdeutsch ohne lokale Färbung (siehe V) hatte sich Antonie noch vor ihrer Hochzeit im Binzer-Haus in Alt-Aussee angeeignet. Sie wurde deshalb von ihren Weimarer Kameradinnen gehöhnt und gestoßen.

Die Trauung war in Weimar. Vater Binzer kam und machte beim Großherzog seine Aufwartung. In Weimar wurde Binzers Sohn Adolf Christian Karl am 31. August 1861 geboren. Dann wurde die Familie schließlich auf Schloß Dölkau in einem Gartenhäuschen untergebracht, bis Binzers Hohenzollernzyklus fertig war. Nach Jahren, als Kaiser Wilhelm I. das Werk besah, wurde er eingeladen. Er fuhr nicht hin und versäumte die Chance einer Karriere.

XXI

(Berlin)

Binzer baute seine Zukunftshoffnungen auf das Versprechen des Cornelius, ihn in Berlin bei seinem Camposanto-Auftrag zu beschäftigen. Wiederholte Besuche führten ihn dahin. Im Treppenhaus des Berliner Museums fand er Echter, Muhr und Kaulbach und stieg mit ihnen auf die Gerüste. Cornelius aber starb, noch ehe er begonnen hatte.

Im gleichen Miethaus wie Cornelius wohnte Binzers Schwager, Gebhard Colomb, der sich seine Schwester Clara aus Linz zur Frau geholt hatte.

Die Berliner Bürger, die damals „die kühle Blonde“ aus breiten Biergläsern tranken, gefielen Binzer sehr. „Ich ging immer wieder an solche Kühleblondequellen, um mich an diesen Bürgern zu erfreuen.“

Kronprinz Friedrich machte aber keine Miene, Binzer zu beschäftigen. Da ließ er sich denn in Linz nieder.

SELBSTBIOGRAPHIE BINZERS

Kapitel XXII

Linz a. d. Donau

„Die nähere Bekanntschaft mit dem Orte, der sich von den wichtigen Städten, die ich seither bewohnt hatte, so wesentlich unterschied, weil er vieles entbehrte, was sich dort als etwas Selbstverständliches der

geistigen Natur bietet, war mir höchst interessant. Denn dadurch bekam ich die Vorstellung von der Verbreitung der Kultur in unsren Staaten und Völkern, die Entbehrung war weit entfernt, auf alles erstreckt zu sein. In einer abgelegenen Gegend am Ufer der Donau, auf deren reißendem Strome gar kein Schiffsverkehr war, lag diese Provinzstadt, ohne geschichtlichen Hintergrund und Denkmäler, die auf denselben hindeuten, ohne namhafte Industrien, ohne lebendigen Verkehr, selbst mit Wien, und doch bot sie so manches Werthvolle. Im Opernhaus war ein vortreffliches Orchester, Wiener Sänger geben Gastrollen, drei später ganz berühmte Sänger kamen während unserer Zeit zur Entwicklung, und erfreuten uns durch ihre schönen Stimmen, die Ehn des Wiener Opernhouses, die Lutterotti, die nach Stuttgart kam und Krollopp, der in Berlin seine Lorbeerren geerndet hat. Zugleich wurde der Grundstein gelegt zu einem großen Dom in gothischem Styl; Erzbischof Rudigier, ein gewaltiger Streiter für die allein seeligmachende Kirche hatte nicht gerastet und geruht, bis er die Summe für den Bau zusammengebracht hatte, und war erst an das Werk gegangen, als das Kapital so bedeutend war, daß er mit den Zinsen bauen konnte. Dadurch hatte er die Vollendung des Werkes gefördert und in großartiger Anschauung darauf verzichtet, selbst die Vollendung zu erleben. Die Erfahrung, die wir aus den Dombauten des Mittelalters schöpfen, bestimmte ihn auch sehr kluger Weise, den Thurm zuerst vollenden zu lassen. Jetzt ragt dieser große Dom empor und zeugt für seinen Gründer. Dann lebte in Linz sogar ein Liebling der deutschen Nation, Adalbert Stifter. Da Zedlitz, wie ich früher erwähnt habe, vor seiner Rückkehr nach Wien jeden Herbst noch einige Wochen bei den Meinigen blieb, so war Stifter bald ein intimer Freund des Hauses. Wer seine feinen und holden Erzählungen gelesen hat, der würde förmlich erschreckt sein, wenn er den Autor zuerst gesehen hätte. Er war das Bild eines Kaufmannes im Kramladen. Sein glattes gewöhnliches Gesicht, seine Haltung und Bewegung, sein abscheulicher oberösterreichischer Sprechton, das alles hätte es unmöglich gemacht, in ihm einen Dichter zu erkennen. Und auch bei Umgang und näherer Bekanntschaft kam man nicht viel weiter, wenn man kein zubereiteter Feinschmecker war, denn er war geradezu ein Schwätzer. Alles was er sagte hatte Hand und Fuß, entsprach seinen Kenntnissen, seiner regen Fantasie, aber es war des Guten viel zu viel. Ich habe manchmal an einem Tische mit ihm und den Meinigen gesessen, noch vermehrt durch einige Freunde, wo nach etwas über einer Stunde alle Zuhörer schliefen außer meiner Mutter und mir. Er bewohnte, seinem Bedürfniß gemäß ein hohes Stockwerk mit großen Fenstern, von

denen er freien Blick auf die Donau und das weite Land jenseits des Stromes hatte, und die in seinem Raum eine Lichtmasse verbreiteten, die jeden Andern stören würde. An mehreren dieser Fenster waren breite Glaskästen angebracht, in denen eine vollzählige Sammlung der Kakteen sorgfältig gepflegt wurde. Wenn dann eine seltenere feenhafte Blüthe sich entfaltet hatte, dann lud er uns ein, an seiner Freude und an seinem Entzücken theilzunehmen. Es war aber das Erfreulichste, ihn selbst in dieser Verzückung zu beobachten. Sein „bestes Zimmer“ war von einer Nüchternheit und Langeweile, die nicht zu überbieten wäre. Darin saß seine Frau mit wunderschönen großen Augen. Viel anderes bot sie ihm nicht, Kinder hatte sie ihm auch nicht gebracht, und er sagte einmal zu uns: „Neben ihr zu sitzen und in die Augen zu sehen das beglückt mich so als ob ich an den Ufern eines tiefen Sees weilte.“ Das Verlangen, doch ein heranwachsendes Wesen im Hause zu haben veranlaßte das Ehepaar, ein kleines Mädchen zu sich zu nehmen. Dieses Kind entfernter Verwandter war im damaligen Grenzgebiet gegen den Balkan hin, das die Grenzer, einen besonderen Theil der Armee, stellte, in Fort Nr. 3 geboren, ein wildes Soldatenkind. Nun wurde es gut gekleidet, mit den Anfangsgründen des Unterrichts beglückt, und sollte mit dem Sonderling Kakteen bewundern und an den Ufern seines stillen Sees beschaulich ruhen. Aber unser armer Freund sollte bald erfahren, daß zu einer Verabredung zweie gehören, das Mädchen von Nro. 3 stieg eines Tages hinab, gieng an das Donauufer und stürzte sich in die Fluth. Dieses Erlebniß hat auf Stifter einen bleibenden betrübenden Eindruck gemacht, so daß er nie wieder zur alten Heiterkeit gekommen ist.

Sein Schreibzimmer war fast ganz kahl. Aus den Glasscheiben funkelten die Kaktusblüthen und an einer Wand standen ganz wunderschöne riesengroße Schränke von höchstem Werthe. Diese hatte er bei Gelegenheiten in abgelegenen Orten aufgefunden und gekauft. Sie waren aus der Renaissancezeit, mit eingelegter Holzarbeit und breiten vergoldeten Füßen. Einer derselben war in unserer Zeit vollkommen hergestellt, an den andern war das Getäfel halb abgenommen und dieses, Stück für Stück fleißig zu poliren war die Handarbeit des Dichters in den Mußestunden. All' seine Werke sind auf einem kleinen Tisch aus weichem Holz geschrieben worden, der mitten in der Stube stand und die Papiervorräthe, die leeren, wie die schon beschriebenen, waren auf einem Fachwerke von weichem Holz in der Nähe des Tisches aufgespeichert. Er war also in allen Neigungen und Bedürfnissen, soweit sie nicht die Literatur betrafen, voll-

ständig abweichend von dem, was man bei einem Dichter oder Staatsbeamten sonst findet, ein Original.

Er war der Sklave eines Mopses, und hat dadurch sein Leben eingebüßt. Der Hund war in unsrer Zeit schon alt und dick geworden, widerlich anzuschauen, aber dafür hatte sein treuer Herr keinen Blick, er sah ihn nur mit den Augen der Liebe. Jede Nacht stand Stifter auf und brachte den Mops die Treppe hinab, um ihn noch einmal hinaus zu lassen. An der Hofthüre wartete er bis der Köter fertig war. Dies hat er bis in seine vorgerückten Jahre treulich fortgesetzt und dabei zuletzt eine solche Erkältung davon getragen, daß er daran gestorben ist. Seines Amtes war er kaiserlicher Schulrath und er wußte die Prüfungen in Dörfern sehr drollig zu erzählen. Einmal hatte er im Herbst die Kinder gefragt: „Welche Farbe haben die Blätter der Bäume?“ Grün! hatten sie in corpore geschrieen. Nun fragte Stifter: „Und welche Farbe haben sie denn sonst noch?“ Tiefes Schweigen. „Aber schaut's doch zur Thür hinaus.“ Da war der ganze Boden mit gelben Blättern bedeckt, aber darüber glänzte der blaue Himmel. Endlich streckte ein Knabe die Hand in die Höhe und rief triumphierend: „Blau!“

An unserm Tische hat Stifter Stunden lang dieselben Erlebnisse erzählt, die er in seinen kleinen Schriften so kostbar geschildert hat. Dann war er freilich himmelhoch hinausgehoben über seine wirklich etwas kleinlichen und abgeschmackten Neigungen. Ein feiner Kern in einer rauhen formlosen Schaaale.*

Neben den bisher angegebenen Kennzeichen der Kultur erblühte in der Zeit meiner Eltern die musikalische Kunst zu höchstdenkbarer Entfaltung. Unsere intimsten Freunde waren bald Revertera's geworden. Die Gräfin war eine sehr geistreiche und außerordentlich musikalische Frau, ein ebenbürtiges Gegenstück meiner Mutter, und das Zusammenwirken dieser Frauen mit meinem Vater ergab die höchsten Resultate. Das Verfahren war so, daß nacheinander die größten Werke, wie die Schöpfung von Haydn, in der Stadt verheilt wurden, wobei auch die Opernsänger freudig ihre Hülfe zusagten. Nun wurden die Theile überall in den Häusern sorgfältig einstudirt, dann folgte bei uns oder Revertera's die Generalprobe und zur schließlichen Aufführung standen die beiden Häuser vollständig offen, so daß die Gäste über den Hausflur bis die Treppe hinab dicht gedrängt standen. Diese Aufführungen fanden Vormittags statt, es

* Stifter war von dem Bildnis, das Carl von Binzer von ihm malte, nicht befriedigt, weil er „darauf wie ein streitsüchtiger Schuster aussehe“. (Vgl. Otto Jungmair, Adalbert Stifters Linzer Jahre, S. 74.)

wurde nichts gereicht und die herrliche Musik behielt allein ihr volles Recht. Die Zuhörer waren zum großen Theil aus so vornehmen Häusern, wie man sie in der kleinen Stadt nicht vermuthen sollte, denn Linz war ein Pensionopolis, das viele Generäle a. D. bewohnten, und barg außerdem solche Familien hohen Adels, denen Wien zu theuer war, wie Kühnburg, Auersberg, Stahrenberg, Baart, Blomberg, Thürheim, St. Julien, Montecuculi und viele andere ihres Gleichen. Außerdem war eine starke Garnison in der Stadt und Kavallerieregimenter in der Nähe, sowie die Stadt-halterei, also eine sehr große Gesellschaft. Die Generäle und Obersten bereicherten geradezu das geistige Leben, denn sie erzählten so lebendig die Begebenheiten ihrer Feldzüge, daß man nie genug davon bekommen konnte.

Die Umgebungen von Linz sind ganz außerordentlich schön und die Ausflüge und Spaziergänge können mit denen in den Alpen wetteifern, um so mehr da man auf den Höhen einen prachtvollen Blick auf die Alpenkette hat. So war also auch das Leben in diesem ganz neuen Weichbild wieder sehr angenehm, gemüthlich, erquickend und belebend. Etwas ganz besonderes boten mir die Ausflüge nach den großen Stiften Sankt Florian und Kremsmünster, jedes der beiden hatte seinen besondern landwirtschaftlichen Ruhm, St. Florian wegen des Obstes, Kremsmünster wegen der Fische, die zum höchsten Grade der Vollendung gebracht wurden und den Reichthum der Stifte vermehrten. Aber auch die Gelehrsamkeit war anerkannt und Achtung gebietend. Die Domherrn dieser Stifte haben den Vortheil, daß sie von ihnen aus die Pfarrerstellen des Landes einnehmen und im Alter wieder in den Schoß des reichen Anwesens zurückkehren. Die Kremsmünsterer sind auch große Gemsjäger vor dem Herrn und haben ihre wohlgeflegten Reviere bei den Prielen in der Grünau. Sie tragen auch für die Hochjagden die Gebirgskleidung, aber mit schwarzen statt mit grünen Strümpfen. Ich kam unter guter Vorbedingung zu diesen Herrn, weil sie Zedlitz hoch in Ehren hielten und dieser mich einführte. In Kremsmünster trat man förmlich aus der Gegenwart hinaus in die Geschichte zurück; denn da trat einem Alles, die Architektur, die Gartenanlagen, die Kleidung der Laienbrüder, der Domherrn gerade so entgegen wie es vor hunderten von Jahren auch gewesen war. Und dieses Gefühl erreichte eines Tages seine Höhe als wir zu einem großen Mittagsmahl im refectorium geladen waren. Denn wie wir es aus alten Zeiten lesen, wurden unzählige schwere Braten nacheinander in Abwechslung mit kostbaren Fischen aufgetischt, ohne irgendwelche Concession an die Küchenrecepte moderner Diners. Am Schluß waren ungefähr alle Braten

aufgetragen worden, die aus den Viehställen und Wildrevieren hervorgehen, das Geflügel nicht versäumt. Dies war die Form ihres Prunkes wie bei den alten Rittern, denn essen konnte man doch nur von einigen dieser Speisen.

Der hervorragendste Gelehrte war Stülp, Astronom und später Prälat von St. Florian. Dieser kam sehr viel zu Reverteras und man sah ihn im Garten mit jungen Damen und Kindern Ball spielen, lachend, springend, scherzend selbst wie ein Kind. Wenn diese Domherrn zur Heiterkeit geneigt sind, ihr Schicksal kann ihnen dieselbe nicht trüben, denn sie sind die reichsten Großgrundbesitzer des Landes, Wilhering an der Spitze. Ihre Weinkeller in Krems sind allein schon die Vertreter von Millionen und das häufige Unternehmen, in den Waldungen Wilherings zu Fuß zu lustwandeln, übersteigt weit das Maß eines Spaziergangs. Bewohnern evangelischer Länder ist die Vorstellung eines derartigen Priesterstandes ganz fremd, und sie wissen ihrer Vornehmheit auch Nachdruck zu geben. Als im Vatikan der Versuch gemacht wurde, diese altehrwürdigen Stifte mehr in die Zügel zu bekommen, als es Usus war, da wurde eine päpstliche Inspection verordnet, die jährlich die Rundreise zu machen hatte. Diese Rundreise ist den Monsignori auch gewiß von Herzen gegönnt worden, und man wird ihnen das schönste Wetter gewünscht haben, aber der Verlauf war stereotyp: der Wagen fuhr vor, ein Laienbruder trat heran und wurde beauftragt, den päpstlichen Nuntius anzumelden. Dieser sprach sein herzliches Bedauern aus, daß keiner der Herrn zu Hause wäre, dann wurden Karten abgegeben und die Sache war für ein neues Jahr erledigt.

In Linz erfuhren wir Proben kirchlichen Eifers und exaltirter Frömmigkeit, die mir Alles verdunkelten, was ich vorher davon zu erfahren Gelegenheit hatte. Vorne stand Rudigier und um die Wette mit ihm schafften die Jesuiten auf dem Freudenberg. Zu diesen standen alle Dienstmädchen protestantischer Familien, also auch unsere, im Verhältniß der Spione, und der Beichtstuhl war der würdige Ort, wo sie ihren ganzen unreifen Klatsch ausladen mußten. Rudigier war gewiß in fortwährendem innern Zorn, daß er den Protestanten, die eine schöne große Kirche besaßen, wegen des Staatsschutzes nicht zu Leibe konnte, er war ja im Reiche bekannt als einer der schärfsten Eiferer. Und doch wußte dieser Gentleman die ganze Thätigkeit zu trennen von der persönlichen Berührung. Ich hatte ihn zuerst gesehen, als er in unserm Hause Zedlitz besuchte. Er war damals außerordentlich liebenswürdig und verrieth einen regen Geist mit vielseitigen Interessen, und forderte mich sehr freundlich auf, ihn zu besuchen. Als ich davon mit Freude Gebrauch machte, wurden bald

diese Besuche immer häufiger. Mir war der Verkehr mit ihm ein Hochgenuss. Wenn der große schöne Mann in seinem schwarzen Priesterrock mit breiter goldener Halskette eintrat, und mich wie ein wohlgesinnter Fürst begrüßte, das war ein einnehmender Anblick, und der Austausch mit ihm war vollwerthig. Ihm seinerseits mag dieser Umgang willkommen gewesen sein, weil es ihn interessierte einmal mit einem vollständig andersartigen Mann zu verkehren. Aber er hat mir doch einmal ein Rätsel aufgegeben, das nicht leicht zu lösen ist. Wir sprachen nehmlich zuletzt nicht selten von Religion wie einstens Lichnowksi und ich in Rom. Als ich nun eines Tages aufbrach sagte mir dieser katholische Fanatiker: „Sie sind mir weit lieber als hundert katholische Kavalliere, denn Sie sind wirklich religiös.“ Das Einzige, was aus dieser belehrenden Äußerung herauszulangen ist, um sie irgend zu erklären, ist der Kummer eines solchen Kirchenvaters, daß er eigentlich nur an den Damen einen Haltpunkt hatte, während die meisten hohen Herrn nur anstandshalber oder mit politischen Absichten der Kirche einen Finger reichten, an Beichte aber zum Beispiel gar nicht dachten. An den Damen hatte er dagegen, wie überall, einen großen Halt. So befreundet sie mit meiner Mutter waren, sie sagten nie anders als: „Waren Sie in Ihrem Tempel?“, worauf diese immer sehr laut erwiderte: „Wir waren in der Kirche!“ Eine Komtesse, die mit meinen Schwestern und mir fast wie mit Verwandten verkehrte, betrieb mit höchstem Eifer die Beredung armer junger Bürgermädchen, Bräute Christi zu werden. Und wenn sie wieder bei einer solchen Einkleidung und Einweihung eines neuen Opfers zugegen gewesen war, dem jungen Mädchen Schleier und Kranz angelegt hatte, dann beschrieb sie uns die heilige Stunde mit einem Ausdruck von Seeligkeit und Extase, der sich gar nicht schildern läßt. Eine sehr gute Freundin unseres Hauses, eine naive einfältige Frau, besaß, als wir zuerst mit ihr zusammenkamen, ein schönes Haus mit Stallung und hatte Wagen und Pferde mit allen Bequemlichkeiten einer wohlhabenden Person. Und diese selbe habe ich noch gekannt, als sie bei Verwandten das Gnadenbrod genoß. Ihr Haus gehörte den Jesuiten und meine Mutter war einmal zugegen, als eine freundliche Einladung von den Priestern an sie ergieng, in ihrem früheren Wagen spazieren zu fahren.

Die evangelische Gemeinde der Stadt war klein, aber die Kirche wurde Sonntags ganz gefüllt von Bauern und Bäuerinnen, die zur Zeit des Toleranzediktes wieder zur Kirche ihrer gemaßregelten Väter zurückgekehrt waren. Diese Bauern waren außerordentlich reich, die Frauen und Mädchen erschienen mit Atlas- und Moiréekleidern, breiten goldenen Hals-

ketten und in der Winterszeit mit feinen Mänteln mit Zobelpelz, schöne hochgewachsene Frauen, als welche die Linzerinnen bekannt sind.

Das ist nun Alles recht amüsant zu erzählen und erweckt angenehme Erinnerungen. Aber ein furchtbarer finsterer Schatten sollte nur zu bald darüber fallen. Meine junge Frau war, wenn auch in leidlichem Zustande, so doch immerhin zart geblieben. Sie ward nun zum zweiten Mal guter Hoffnung und kam in einer Zeit zur Entbindung, die vierzehn jungen Wöchnerinnen das Leben kostete, weil seit langer Zeit eine furchtbare Hitze und verderblich trockene Luft herrschte. Die Entbindung gieng ganz regelrecht vonstatten*, aber am siebten Tage trat das Fieber ein, das sich von Woche zu Woche steigerte, bis es sie nach schwerem Leiden endlich hinraffte. In den letzten Tagen war ihr Zustand derart, daß sie selbst nicht mehr an die Möglichkeit aufzukommen dachte. Ihr erster Sohn war auch schon aus dem Hause gebracht, sie ließ sich Kleidungsstücke von ihm geben, legte die Hand darauf und ergab sich in ihr Schicksal. In der letzten Nacht hatte das Fieber sie verlassen. Ich saß bei ihr auf dem Bettrande und sprach ihr zu, indem ich sagte, sie glaube ja an die Ewigkeit, und da seien die etwa dreißig Jahre, die das Schicksal uns trennen wollte, doch nur eine kurze Spanne Zeit. „Also geben wir die auf und freuen uns auf das Wiedersehen im ewigen Leben frei von den Sorgen und Schranken der Welt.“ Ich glaube, daß ich immer einen sehr starken Einfluß auf ihr Denken, Empfinden und Wollen gehabt habe, fast suggerierend, aber in dieser Nacht stieg er auf das Höchste. Von Wort zu Wort ward ihr Blick ruhiger und heller, wir hielten uns an der Hand, uns immer anblickend und die letzten Worte, die dieses geschwächte Wesen noch hervorbrachte, waren sogar ein Scherz. Sie sagte nehmlich: „Mein eines Bein ist schon todt, ich spüre es nicht mehr – das ist ein schöner Besitz!“ Dann verschied sie bald und ich drückte ihr die Augen zu. In demselben Augenblick zog unten auf der Straße ein Bataillon Infanterie vorüber und die Musik spielte einen heiteren Marsch. Dann trat ich an das Fenster, es war noch viel zu früh um Jemand von den Meinigen zu erwarten. Da sah ich über dem Peissenberg riesige Wolkenbänke herstürmen und sich jählings in das Donauthal stürzen. Nun wurden Donner und Blitz immer gewaltiger, der lang ersehnte Regen trat mit Heftigkeit ein und plötzlich nach einem nahen Blitzschlag stieg eine hohe Flamme aus einem Bauernhofe am Bergeshange auf. Als die junge Frau mit Blumen umgeben im Sarge lag, war mein kleiner Adolf zum erstenmal wieder in das Zimmer gekommen und wollte auf die langvermißte Mama losstürzen. Als er aber festgehalten

* Am 5. April 1865 wurde Carl von Binzers zweiter Sohn August in Linz geboren.

wurde, merkte er das Unglück und bekam ein ganz gefährliches Nervenfieber. So saß ich in der ersten Nacht neben meiner verstorbenen Frau und legte meinem Sohne Eisumschläge auf den Kopf.

Aus dem freudigen Genuß meines Daseins, das so recht meiner Neigung entsprach, war ich in drei Wochen in den tiefen Schacht des Unglücks bis auf den Grund hinabgestürzt. Aber gerade in einer solchen Zeit fühlt man, daß Ergebenheit in die Bestimmungen zu den Pflichten gehört, die unbedingt von uns gefordert werden. Der Volksmund sagt, man soll sich nicht zwei Kreuze aus einem machen, und das was mir aufgebürdet wurde, gehört zu denen, die überall und ununterbrochen das Glück unserer Menschen in Frage stellen, war also, wenn ich so sagen darf, ein normales Unglück, das zu normaler Ergebung führte. Anders sah es mit einer unvermeidlichen Consequenz meines Unglückes aus. Das neugeborene Kind wurde mir sofort ganz abgenommen und von meiner lieben Mutter förmlich adoptirt. Sie war auch ganz in der Lage mir diese Wohltat zu erweisen, weil meine Schwester Maria unverheirathet geblieben war und der Aufgabe, das Kind zu peppeln und groß zu ziehen ganz gewachsen. Aber für Adolf mußte eine Erzieherin besorgt werden und aus dieser Nothwendigkeit entstand gleichsam die Verzerrung meines Schicksalsschlages. Da ich aus Liebe geheirathet hatte, im eigenen Familienleben meine vollständige Befriedigung gefunden, mit meiner jungen Frau so glücklich lebte und so einträchtig wandelte, daß unsere Liebe die der Flitterwochen bald weit überragte und immer zunahm, so war das Erscheinen einer fremden Person an dieser Stelle fast unerträglich. Ich hatte doch nicht geheirathet und eine eigene Familie gegründet, um mit einer durch und durch fremdartigen, alternden, südlawischen, katholischen Person mein tägliches und ständliches Leben zu verbringen. Es bedurfte der anstrengendsten Beschwörung der moralischen Stärke, des erzwungenen Anwendungs der vorgeschrriebenen Forderungen des Anstandes und der guten Sitte, um sich nicht gegen eine solche Vergewaltigung zu bäumen. Weglaufen, Alles fahren lassen, um sich aus einer so unerträglichen Lage zu befreien, das waren so die Regungen, die zu bekämpfen waren. Aber es waren zu gute Waffen dagegen bei der Hand. Zwei Söhne und das theure Elternhaus. Die Empfindungen einer solchen Epoche sind so häßlich, daß man sie den guten Seinigen garnicht äußert, um sie nicht damit zu quälen. Also schluckt man Alles in sich herein, ohne Erleichterung und Trost zu erfahren. Es ahnt und bedenkt auch selten jemand, was in einem solchen Wittwer vorgeht; es ist einer der schrecklichsten Zustände, denen der Mensch ausgesetzt wird, während die Nachbarinnen sagen: ,Er hat glücklicher Weise eine recht

TAFEL III



Die Gattin des Malers: Antonie von Binzer, geb. Zwez, gest. am 8. Mai 1865 in Linz.
Handzeichnung 17,9×12,4 cm. „Meine Frau. C. v. Binzer. Meine Toni“.
Besitz: Weckbecker-Binzer.

gute Pflegerin gefunden.⁴ Nach und nach gewöhnt man sich daran, mit der verstorbenen Frau im Geiste weiterzuleben und die aufgedrungene Gehülfin als Kindswärterin gewähren zu lassen. Und dieser Aufgabe war die brave pflichttreue Dame ganz gewachsen. Es war mir eine Wohltat, mit der Gemeinde vom Erdenleben abgesondert im Gotteshause zu weilen, es war eine feierliche Wallfahrt eines Menschen, der vom Himmel allein Trost erwartet. Ich hatte einen gewaltigen Arzt bei mir, die Nachfolge Jesu Christi von Thomas a Kempis. Gegen seine harte, vollständig schohnungslose Philosophie, die alle, auch die besten, irdischen Gefühle streng verwirft und das Opfer irdischer Neigung und Liebe an Gott und Christus fordert, bäumen sich Körper und Geist mit Hartnäckigkeit. Und auf den langen Wegen über den Paß* kämpfte ich Satz für Satz, meine Schritte so lange hemmend, dieses Bäumen nieder, bis ich frei aufathmen konnte, um dann erst weiter zu schreiten. Das war ein herbes Verfahren, aber es richtete mich auf. Morgens brach ich wegen der Stunde des Gottesdienstes so früh auf, daß der Orion noch in seiner ganzen Pracht vor mir am Himmel stand, und seitdem ist dieses Sternbild die Gestalt geblieben, die mir von oben den Engelsgruß versinnbildlicht, der mir in jenen dunkeln Stunden das Licht wies, das alles durchleuchtet.“

XXIII

(Nach Frankreich)

Auf das Brachfeld von Binzers Innerem flatterte ein Brief, der ihn zur Tätigkeit aufrief. Graf von Chambord, als König Heinrich V. von Frankreich von den Legitimisten ausgerufen, lebte damals teils auf seinem Schloß Frohsdorf in Niederösterreich, teils in Gmunden. Er ließ sich von Carl malen. Nun kam sein Brief aus Schloß Ronno im Rhonetal mit der Frage, ob er es übernehmen wolle, „in seiner Kirche die Apsis mit Wandgemälden zu schmücken“.

Die Arbeit sollte Binzer zwei Sommer in Anspruch nehmen. Er schlug dem Grafen vor, in das Mittelfeld der Apsis Christus und in die beiden Felder zur Rechten und Linken die Erzengel Raphael und Michael zu malen. Die Kartons stellte er unter der Leitung eines Professors der Kunstschule in Paris her.

Das Leben auf der Höhe bei Lyon war reizend und das Treiben der französischen Legitimisten, das sich da entfaltete, interessant. Binzer hat

* Carl von Binzer besuchte von Aussee aus, zu Fuß über den Pötschenpaß, die evangelischen Gottesdienste in Goisern.

darüber einen Aufsatz in Speemanns Jahresschrift „Kunst und Leben“ geschrieben.

In Aussee war ein kleiner Bub, der zeichnerisch besonders begabt war, ein Spielkamerad von Binzers Adolf. Binzer kam auf den Gedanken, beide Knaben mitzunehmen. Er brachte den „kleinen Steyrer“ in der Zeichenklasse der Kunstakademie von Lyon und seinen Adolf in der Bürgerschule unter.

Beim Abschied von Ronno überreichte der dortige Pfarrer Binzer ein formell gesiegeltes Anerkennungszeugnis mit dem liebenswürdigen Wunsch, daß es ihm zu neuen Aufträgen in Frankreich verhelfen möge.

XXIV (Aussee im Jahre 1866)

Die politischen Ereignisse des Jahres 1866 fanden die Überzeugungen der Familie Binzer geteilt vor. Während Vater und Mutter sowie Carls Schwester Marie vom Recht Österreichs überzeugt waren und die Niederlage von Königgrätz mit tiefer Trauer hinnahmen, neigte Carl auf Preußens Seite, doch so, daß er die Seinen mit Worten schonte.

XXV (Paris)

Der Plan, nach Paris zu gehen, war schon in Ronno gefaßt worden. Wieder nahm Binzer die beiden Knaben mit. Sein Adolf kam in eine sehr gute Schule und sein steirisches Pflegekind an die Kunstakademie. In Frankreichs Hauptstadt entfaltete er durch mehrere Jahre eine vielseitige, fleißige Arbeit. „Mein ganzes Leben in Paris hat durch diese dauernde Beschäftigung mit Porträts etwas Gleichmäßiges und Stetiges bekommen.“

Eigene Bilder wurden anfangs wenig verkauft, obwohl König Ludwig I. von Bayern bei einem Pariser Kunsthändler einen „kleinen Johannes mit dem Lamm“ sah und lobte. Seine Hoffnung, an der Altarwand einer Sacré-Coeur-Kapelle ein Christusbild ausführen zu können, scheiterte am Widerstand der Behörde. „Eine Bremer Dame“, erzählt er, „trug mir sogar ein Christusbild für die evangelische Kapelle in Gastein auf, die unter ihren Auspizien erbaut worden war.“ Im dritten Jahr seines Pariser Aufenthaltes wurde „eine steirische Felsenlandschaft mit rastendem Jäger“ zur Ausstellung im Salon angenommen und günstig besprochen. Seine Zeichnungen aus dem steirischen Volksleben fanden den Weg in eine illustrierte Zeitung. Ein „Birkenwald bei Marseille“ wurde in einer Münchner Aus-

stellung von Erzherzogin Sophie gekauft. Seine Zeichnungen nach Gemälden von Gustave Doré wurden von der Zeitschrift „Über Land und Meer“ in Stuttgart angenommen.

XXVI
(Gustave Doré)

Eine echte Freundschaft verband ihn mit Gustave Doré, den das Pariser Publikum von Jugend auf nach dem Grundsatz verwöhnt hat „Il faut le couvrir d'or“ (man muß ihn mit Gold eindecken), „damit das schöne, fruchtbare Talent nicht mehr genötigt sei, de travailler pour son pain“ (für den Broterwerb zu arbeiten). In seiner Wohnung, wo Hunderte eigener Bilder und Holzschnitte hingen, gab der berühmte Illustrator musikalische Soireen. Er hatte sich ein prunkvolles Atelier gebaut.

Seine Anhänglichkeit für Binzer bewies Doré durch einen Besuch in Alt-Aussee.

Der Nationalismus hat später den Menschen Doré zerstört. Er ließ sich in der Kriegsbegeisterung hinreißen, den Marsch der Franzosen nach Berlin, Traum der Nation, zu illustrieren. Voll Scham erlebte er die Niederlage. Sie verhinderte ihn, jemals wieder mit Binzer in Beziehung zu treten.

XXVII/XXVIII
(Paris vor 1870)

Bei der Pariser Weltausstellung von 1868 hörte man fast nur deutsch und englisch. Im Maschinensaal war ein kolossales Geschütz von Krupp ausgestellt. Es vergingen keine vier Wochen, da zeigten die Franzosen in ihrer Abteilung ein noch größeres. Und damit war das öffentliche Gewissen beruhigt.

In dieser Zeit fungierte Binzer offiziell als bayrischer Kommissär „mit dem blauen Band im Knopfloch“ mit der Obliegenheit zur „Einladung französischer Künstler zur ersten internationalen Weltausstellung in München und zur Auswahl der Gemälde“. Als Korrespondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung gewann „le baron, qui s'occupe des belles sciences“ (der Baron, der sich mit den Schönen Wissenschaften befaßt) überall Einzug. Durch Vermittlung von Desandré, Bibliothekar der Kaiserlichen Bibliothek zu Versailles, wurde er Mitglied der Société des sciences et lettres, wo er auch einmal einen Vortrag über die Geschichte der deutschen Burschenschaft hielt.

Bei Kriegsausbruch verließ Binzer die Seine-Stadt. Sein Atelier in der Nähe der Rue Cherchemidi wurde bei der Belagerung von Paris zerstört.

XXIX
(Stuttgart)

Gewöhnt, daß „keine Stetigkeit in seine Existenz kommen sollte“, nahm er das Angebot des Verlegers Hallberger in Stuttgart an, für „Über Land und Meer“ zu zeichnen. Die Familie Binzer beschloß, sich in der schwäbischen Hauptstadt wiederzuvereinigen. Carl trennte sich nun nicht mehr von Mutter und Schwester Marie.

In Stuttgart trat Binzer in eine Gesellschaft ein, die sich, in äußerer Anlehnung an gesellige Bräuche der Bergknappen, „das Bergwerk“ nannte. Da jedes Mitglied des Bundes mit einem Spitznamen gerufen wurde, so nannte man ihn wegen seiner Zeichnungen von Buchen und Bergahornen den „Baumschlag“. Mit Friedrich Theodor Vischer, Joseph Victor von Scheffel und anderen kam er in Beziehung.

Für einen Nichtschwaben war es damals in Stuttgart schwer, Fuß zu fassen. Die Stuttgarter waren gegen die Ansiedlung Deutscher aus anderen Gegenden. Das lag im Volkscharakter der Schwaben. Schon die Kinder lieferten regelrechte Straßenschlachten gegen Andersredende.

XXX
(München)

Der letzte gemeinsame Wohnsitz der Familie wurde München, den Binzer siebzehn Jahre innehatte. Die Sorge um die Zukunft seiner Söhne bestimmte ihn, die Einbürgerung in Deutschland zu erstreben, denn Österreich war 1866 aus dem Deutschen Bund ausgeschieden. Er erwarb das Heimatrecht in seinem Geburtsort Glücksburg. Seine Söhne haben sich in der Folge zwischen Nord- und Süddeutschland geteilt: Adolf wurde ein Holsteiner, August ein Bayer, jeder auf seine Art der Aussprache und den Gewohnheiten dieser Länder folgend. Das empfand der Vater als ein ihm ungewohntes Element.

Treu blieb er seinem Reisedrang. Er reiste aber jetzt im Dienst der Allgemeinen Zeitung und verbuchte diese Fahrten – nach Ungarn, Galizien, Südrußland, Schweiz – nicht nur als persönliche Erlebnisse. Seine „Kreuz- und Querzüge durch Italien“ waren 1876 bei Cotta erschienen.

Am Lager seiner Mutter (gestorben am 9. Februar 1891 kurz vor ihrem 90. Geburtstag) übte der Sohn die gute und notwendige Sitte, alten Leuten vorzulesen.

XXXI
(Fünfzig Jahre Aussee)

1895 feierte Binzer fünfzig Jahre Grundsteinlegung des ersten Binzer-Hauses in Alt-Aussee. Dieses Haus war am See gelegen und hieß das „Zedlitz-Haus“. Fünfzehn Jahre lang waren Binzers und Zedlitz die einzigen Fremden in Alt-Aussee.

Dieses Haus verkauften sie. Der Herzog später Großherzog von Nassau war von dem Haus so entzückt, daß er es haben wollte. Nachher hieß dieses Haus das „Nassau-Haus“.

Inzwischen vergrößerte August Daniel von Binzer seinen Besitz durch Zukauf von Gründen und Bauernhäusern, z. B. des Eckel, und baute in der Nähe des Sees das Schmiedgütel zum neuen, zweiten Binzer-Haus um. Carl hat den Verlust des ersten, „poetischen“ Hauses stets bedauert.

Nicht nur der Bauernberuf, auch das Bauen wurde für Vater Binzer zur Leidenschaft. Er baute dem Fürsten Hohenlohe ein Haus und dieser wiederum, um sich erkenntlich zu zeigen, ließ für Carl einen Atelierbau errichten. Das viel zu große Atelier wurde schließlich vom Maler in eine Wohnvilla umgewandelt. Diese war sein Alterssitz und somit das dritte Binzer-Haus in Alt-Aussee.

Kurz vor seinem 75. Lebensjahr, im Oktober 1898, faßte er in der Rückgezogenheit den Entschluß zu seiner Selbstbiographie. Am Malen durch eine Schwäche seiner Augen gehindert, aber zum Schreiben fähig, fand er eine Stelle von Herder, die in den Kern seiner Überlegungen traf. Sie lautet: „Der Selbstbeschreiber rede über sich wie über einen dritten, oder, da dies nicht leicht möglich ist, wie ein Wiederkommender, der sein Leben, wie es auch ausfiel, geendigt hat und es jetzt seinen Mitgeschöpfen als ein verlebtes Naturprodukt darlegt. Weder ärgern will er noch prangen, aber lehren, nutzen, dies ist seine menschenwohlätige Absicht. Niemand erröte beschämt oder erzitternd, daß er von und über sich selbst schreibe. Als ein Vernunftwesen ist er über sich selbst Rechenschaft schuldig. Wozu er von der Natur bestimmt sei, was er geworden, weshalb nicht mehr? Was ihn daran verhindert, wer ihm geholfen? Fragen, deren sich keiner überheben sollte.“

Mit dem fünften Band schließt er ab: „Ich schreibe diesen Schluß in Riva am Gardasee, damit er nur ja nicht an einem Orte zu Tage komme, den ich schon betreten oder bewohnt hatte, und so meinem Erdenleben der Stempel der Heimatlosigkeit aufgeprägt werde.“

Anmerkung:

Für die Herstellung des Textes des Originalkapitels XXII mußte auf eine nicht ganz gut leserliche Abschrift zurückgegriffen werden und trotzdem sollte die Orthographie C. v. Binzers möglichst beibehalten werden. Wegen der Richtigkeit vor modernen Augen erlaubte sich der Verfasser, Rudiger (Binzer schreibt dreimal „Rudiger“), Haydn (statt „Heiden“), Wilhering (statt „Willering“) zu schreiben. Binzers „Freudenberg“ (richtig Freinberg) haben wir wegen der originellen Prägung beibehalten, sein „Peissenberg“ ist vermutlich der Pöstlingberg. In einigen Fällen, wo Binzer bei Hauptwörtern (Fremdwörtern) die Kleinschreibung anwendet (usus, monsignori, nuntius, gentleman), haben wir die Großschreibung vorgezogen. Die Beistriche wurden so gesetzt, daß ein Schriftwerk, das immerhin den Anspruch erhebt, schöne Literatur zu sein, flüssig gelesen werden kann.